

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Fischer TaschenBibliothek

Alle Titel im Taschenformat finden Sie unter:
www.fischer-taschenbibliothek.de

In ›Ein eigenes Zimmer‹ (1929) greift Virginia Woolf auf ihre eigene, erzählerisch-essayistische Weise Fragen zum Thema Frauen und Literatur auf: Warum wird Literatur über Frauen fast ausschließlich von Männern geschrieben? Hätte Shakespeare eine Schwester gehabt, ebenso begabt wie er, wie wäre es ihr ergangen? Wie könnte weibliches Schreiben in der Gegenwart aussehen? Und welche Voraussetzungen braucht es, um künstlerisch tätig sein zu können?

Virginia Woolf kam 1882 in London zur Welt. Zusammen mit ihrem Mann Leonard Woolf gründete sie 1917 den Verlag The Hogarth Press. Mit ihren Romanen steht sie in einer Reihe mit James Joyce und Marcel Proust. Sie war eine der lebendigsten Essayistinnen ihrer Zeit und hinterließ ein umfangreiches Tagebuch- und Briefwerk. Virginia Woolf nahm sich 1941 in dem Fluss Ouse bei Lewes (Sussex) das Leben.

Margarete Stokowski wurde 1986 in Polen geboren und lebt seit 1988 in Berlin. Sie studierte Philosophie und Sozialwissenschaften und schreibt als freie Autorin unter anderem für Spiegel Online und die taz. Ihr Debüt ›Untenrum frei‹ ist ein Standardwerk des modernen Feminismus.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Virginia Woolf

EIN EIGENES ZIMMER

Essay

Mit einem Vorwort
von Margarete Stokowski

Herausgegeben und kommentiert
von Klaus Reichert

Aus dem Englischen
von Heidi Zerning

FISCHER TaschenBibliothek



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Oktober 2019

Die Originalausgabe erschien 1929 unter dem Titel
»A Room of One's Own« im Verlag The Hogarth Press, London
© 1929, 2001 Anne Olivier Bell und Angelica Garnett

© 2001 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

© Vorwort: 2019 Margarete Stokowski

Umschlaggestaltung: Andrea Janas
Umschlagabbildung: iulias / shutterstock
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-52235-4

Inhalt

Vorwort 7

Ein eigenes Zimmer .. 31

Anhang 213

1. Kapitel

Aber, werden Sie sagen, wir haben Sie gebeten, über Frauen und Literatur zu sprechen – was hat das mit einem eigenen Zimmer zu tun? Ich werde versuchen, es zu erklären. Als Sie mich baten, über Frauen und Literatur zu sprechen, setzte ich mich ans Ufer eines Flusses und begann zu überlegen, was die Worte bedeuteten. Sie könnten einfach einige Bemerkungen über Fanny Burney bedeuten; einige weitere über Jane Austen; eine Huldigung an die Brontës und eine Schilderung des Pfarrhauses von Haworth im Schnee; etwas Witziges, wenn möglich, über Miss Mitford; eine respektvolle Anspielung auf George Eliot; einen Hinweis auf Mrs Gaskell,¹ und man wäre fertig. Aber auf den zweiten Blick schienen die Worte nicht so einfach zu sein. Der Titel Frauen und Literatur könnte bedeuten, und so haben Sie ihn vielleicht gemeint, Frauen und wie sie sind; oder er könnte bedeuten, Frauen und die Literatur, die sie schreiben; oder er könnte bedeuten, Frauen und die Literatur, die über sie geschrieben wird; oder er könnte bedeuten, dass irgendwie alle drei untrennbar miteinander vermengt sind und dass Sie von mir

erwarten, sie in diesem Licht zu betrachten. Aber als ich begann, das Thema in dieser letzten Weise zu betrachten, die am interessantesten schien, sah ich bald, dass sie einen entscheidenden Nachteil hatte. Ich wäre nie in der Lage, zu einer Schlussfolgerung zu kommen. Ich wäre nie in der Lage, die meinem Verständnis nach erste Pflicht einer Rednerin zu erfüllen – Ihnen nach einstündigem Vortrag ein Goldklümpchen reiner Wahrheit auszuhändigen, damit Sie es zwischen die Seiten Ihrer Notizbücher stecken und für alle Zeit auf dem Kaminsims aufbewahren. Ich kann Ihnen lediglich eine Meinung zu einer Nebensache anbieten – eine Frau muss Geld und ein eigenes Zimmer haben, um schreiben zu können; und das lässt, wie Sie sehen werden, die große Frage nach der wahren Natur der Frau und der wahren Natur der Literatur unbeantwortet. Ich habe mich vor der Pflicht gedrückt, in diesen beiden Bereichen zu Schlussfolgerungen zu kommen – Frauen und Literatur bleiben, soweit es mich angeht, ungelöste Probleme. Aber um das ein wenig wettzumachen, werde ich tun, was ich kann, um Ihnen zu zeigen, wie ich zu dieser Meinung über das Zimmer und das Geld gelangt bin. Ich werde in Ihrer Gegenwart so ausführlich und freimütig, wie ich kann, den Gedankengang entwickeln, der mich zu dieser Ansicht geführt hat. Wenn ich die Vorstellungen, die Vorurteile bloßlege, die dieser Behauptung zugrunde liegen,

werden Sie merken, dass sie gewisse Auswirkungen auf Frauen haben und gewisse auf Literatur. Jedenfalls, wenn ein Thema höchst umstritten ist – und jede Frage zum Thema Geschlecht ist das –, kann man nicht hoffen, die Wahrheit zu sagen. Man kann nur zeigen, wie man zu seiner Meinung gelangt ist, welche es auch sei. Man kann seinen Zuhörerinnen nur die Gelegenheit geben, ihre eigenen Schlüsse zu ziehen, während sie die Grenzen, die Vorurteile, die Abneigungen der Rednerin wahrnehmen. Die Erfindungen der Literatur enthalten in dieser Hinsicht wahrscheinlich mehr Wahrheit als Wirklichkeit. Ich schlage deshalb vor, Ihnen unter Ausnutzung aller Vorrechte und Freiheiten einer Romanschriftstellerin die Geschichte der zwei Tage zu erzählen, die meiner Ankunft hier vorausgingen – wie ich, niedergebeugt vom Gewicht des Themas, das Sie auf meine Schultern gelegt haben, es drehte und wendete und es innerhalb und außerhalb meines Alltags rumoren ließ. Ich brauche nicht zu sagen, dass Dinge, die ich gleich beschreiben werde, so nicht existieren; Oxbridge ist eine Erfindung; desgleichen Fernham;² »ich« ist nur ein zweckmäßiges Wort für jemanden, den es nicht wirklich gibt. Lügen werden von meinen Lippen fließen, aber es könnte ihnen vielleicht eine gewisse Wahrheit beigemischt sein; es ist an Ihnen, diese Wahrheit aufzuspüren und zu entscheiden, ob irgendein Teil davon bewahrenswert ist. Wenn nicht,

werden Sie das Ganze kurzerhand in den Papierkorb werfen und vergessen.

Da war ich also (nennen Sie mich Mary Beton, Mary Seton, Mary Carmichael³ oder wie immer es Ihnen gefällt – es ist vollkommen unwichtig) und saß vor ein oder zwei Wochen bei schönem Oktoberwetter am Ufer eines Flusses, in Gedanken versunken. Jenes Joch, von dem ich gesprochen habe, Frauen und Literatur, der Zwang, bei einem Thema, das alle Arten von Voreingenommenheiten und Leidenschaften weckt, zu einer Schlussfolgerung zu kommen, beugte meinen Kopf zu Boden. Zur Rechten und Linken standen Sträucher, golden und karminrot, glühten von der Farbe, schienen sogar verbrannt von der Hitze, dem Feuer. Weiter fort am Ufer weinten die Weiden in unablässiger Klage, das Haar um die Schultern. Der Fluss spiegelte von Himmel und Brücke und brennendem Baum, was ihm gerade gefiel, und als der Student sein Boot durch diese Spiegelungen gerudert hatte, schlossen sie sich wieder, vollständig, als hätte es ihn nie gegeben. Man hätte dort rund um die Uhr sitzen können, in Gedanken versunken. Die Gedanken – um sie mit einem stolzeren Namen zu belegen, als sie verdienten – hatten ihre Angelschnur in den Wasserlauf hinuntergelassen. Sie schwang, Minute um Minute, hierhin und dorthin zwischen den Spiegelungen und den Pflanzen, ließ sich vom Wasser heben und senken, bis – Sie kennen

den kleinen Ruck – die plötzliche Verdichtung einer Idee am Ende der Angelschnur: und dann das behutsame Einholen und das sorgfältige Ausbreiten? Doch leider, im Gras ausgelegt, wie klein, wie unbedeutend sah da mein Gedanke aus; ein Fisch der Art, wie ihn ein guter Angler ins Wasser zurückwirft, damit er dicker werden kann und es sich eines Tages lohnt, ihn zu kochen und zu essen. Ich will Sie jetzt mit diesem Gedanken nicht behelligen, obwohl Sie ihn bei genauem Hinsehen in dem, was ich sagen werde, selbst finden können.

Aber wie klein er auch war, er besaß trotzdem die geheimnisvolle Eigenschaft seiner Art – in den Kopf zurückgesteckt, wurde er sofort sehr aufregend, und wichtig; und während er huschte und tauchte und hierhin und dorthin schoss, löste er solch einen Schwall und Tumult von Ideen aus, dass es unmöglich war, stillzusitzen. So kam es, dass ich in außerordentlicher Eile über eine Grasfläche ging. Augenblicklich erhob sich die Gestalt eines Mannes, um mir den Weg abzuschneiden. Anfangs verstand ich gar nicht, dass das Gestikulieren des seltsam aussehenden Ungetüms in Gehrock und Frackhemd an mich gerichtet war. Sein Gesicht drückte Entsetzen und Entrüstung aus. Instinkt, nicht Vernunft, kam mir zu Hilfe; er war ein Pedell; ich war eine Frau. Dies war der Rasen; dort war der Weg. Hier sind nur die Fellows und die Gelehrten zugelassen; mein

Ort ist der Kies. Solche Gedanken waren das Werk eines Augenblicks. Als ich mich auf den Weg zurückbegab, sanken die Arme des Pedells herab, sein Gesicht glättete sich zu gewohnter Ruhe, und obwohl es sich auf Rasen besser geht als auf Kies, war kein großer Schaden angerichtet worden. Die einzige Beschuldigung, die ich gegen jene – welchem College auch immer angehörenden – Fellows und Gelehrten vorbringen konnte, war, dass sie zum Schutz ihres seit 300 Jahren unablässig gewalzten Rasens meinen kleinen Fisch verscheucht hatten.

Welche Idee mich zu so kühner Übertretung veranlasst hatte, wusste ich jetzt nicht mehr. Der Geist des Friedens senkte sich wie eine Wolke vom Himmel, denn wenn der Geist des Friedens irgendwo wohnt, dann in den Höfen und Gevierten von Oxbridge an einem schönen Oktobermorgen. Beim Schlendern durch jene Colleges, vorbei an jenen uralten Gebäuden, schien die Rauheit der Gegenwart fortgeglättet; der Körper schien in eine wundersame Glasvitrine eingeschlossen, die kein Geräusch durchdringen konnte, und der Geist, aller Berührungen mit der Wirklichkeit enthoben (es sei denn, man betrat wieder den Rasen), war frei, sich jeglicher Kontemplation zu überlassen, die mit dem Augenblick in Einklang stand. Wie der Zufall es wollte, weckte ein flüchtiger Gedanke an einen alten Essay über ein Wiedersehen mit Oxbridge in den großen Ferien die

Erinnerung an Charles Lamb⁴ – der heilige Charles, sagte Thackeray, sich einen Brief von Lamb an die Stirn haltend. Es ist wahr, unter all den Toten (ich gebe Ihnen meine Gedanken wieder, wie sie mir kamen) ist Lamb einer der sympathischsten; einer, den man gern gefragt hätte: Sagen Sie, wie haben Sie eigentlich Ihre Essays geschrieben? Denn seine Essays sind sogar denen von Max Beerbohm⁵ überlegen, bei aller Perfektion, die diese haben, dachte ich, aufgrund jener Feuergarbe der Phantasie, jenes Blitzschlags der Genialität mitten hinein, der ihnen Mängel zufügt und die Vollkommenheit nimmt, sie aber mit Poesie bestirnt. Lamb besuchte also Oxbridge vor vielleicht hundert Jahren. Er schrieb einen Essay – dessen Titel mir entfallen ist – über die Handschrift eines Gedichts von Milton⁶, die er hier sah. Vielleicht war es *Lycidas*, und Lamb schrieb, wie sehr es ihn erschreckte, irgendein Wort in *Lycidas* könnte anders gelautes haben, als es jetzt lautet. Der Gedanke, Milton könnte Wörter in diesem Gedicht geändert haben, erschien ihm wie ein Sakrileg. Das brachte mich darauf, meine Erinnerungen an *Lycidas* hervorzuholen und mich dem Ratespiel zu widmen, welches Wort Milton geändert haben könnte und warum. Dann fiel mir ein, dass eben jene von Lamb betrachtete Handschrift nur wenige hundert Meter entfernt lag, so dass man Lambs Schritten über den Innenhof hinweg folgen konnte bis in jene berühmte

Bibliothek,⁷ in der dieser Schatz aufbewahrt wird. Außerdem, erinnerte ich mich, als ich diesen Plan in die Tat umsetzte, wird in dieser berühmten Bibliothek auch die Handschrift von Thackerays *Esmond* aufbewahrt.⁸ Die Kritiker behaupten oft, *Esmond* sei Thackerays gelungenster Roman. Aber das Affektierthe des Stils, mit seiner Nachahmung des achtzehnten Jahrhunderts, stört einen, soweit ich mich erinnere; falls nicht etwa der Stil des achtzehnten Jahrhunderts der Thackeray naturgemäße war – eine Tatsache, die man überprüfen könnte, wenn man sich die Handschrift vornähme, um zu sehen, ob die Änderungen dem Stil galten oder dem Sinn. Aber dann müsste man entscheiden, was Stil und was Bedeutung ist, eine Frage die – aber hier stand ich tatsächlich vor der Tür, die in die Bibliothek selbst führt. Ich muss sie geöffnet haben, denn augenblicklich erschien, wie ein Schutzengel mit einem Geflatter schwarzen Talar statt weißer Flügel den Weg versperrend, ein abwehrender, silbriger, freundlicher Herr, der, indes er mich fort winkte, mit leiser Stimme bedauerte, dass Damen nur Zutritt zu der Bibliothek haben, wenn sie von einem Fellow des College begleitet werden oder ein Empfehlungsschreiben vorweisen.

Dass eine berühmte Bibliothek von einer Frau verflucht worden ist, bleibt einer berühmten Bibliothek vollkommen gleichgültig. Ehrwürdig und gelassen, all ihre Schätze sicher in ihrer Brust eingeschlossen,

schläft sie selbstzufrieden und wird, soweit es mich angeht, ewig so weiterschlafen. Niemals werde ich jene Echos wecken, niemals werde ich wieder um jene Gastfreundschaft bitten, schwor ich, als ich im Zorn die Treppe hinunterstieg. Es blieb immer noch eine Stunde bis zum Lunch, und was sollte man damit anfangen? Über die Wiesen schlendern? am Fluss sitzen? Gewiss, es war ein wunderschöner Herbstmorgen; die Blätter flatterten rot zu Boden; beides versprach keine sonderliche Mühsal. Aber der Klang von Musik drang an mein Ohr. Ein Gottesdienst oder eine Feierstunde war im Gange. Die Orgel beklagte sich erhaben, als ich an der Kirchentür vorbeikam. Sogar das Leid der Christenheit klang in dieser heiteren Luft eher wie die Erinnerung an Leid als das Leid selbst; sogar das Stöhnen der uralten Orgel schien in Frieden eingehüllt. Ich hatte nicht den Wunsch, einzutreten, sollte ich das Recht dazu haben, und diesmal hätte der Küster mich vielleicht aufgehalten und mir meinen Taufschein abverlangt, oder ein Empfehlungsschreiben des Dekans. Aber das Äußere dieser prächtigen Gebäude ist oft ebenso schön wie das Innere. Überdies war es unterhaltsam genug, zuzuschauen, wie sich die Gemeinde versammelte, wie die Mitglieder hineingingen und wieder herauskamen, geschäftig am Portal der Kirche wie Bienen am Flugloch eines Bienenkorbs. Viele waren in Barett und Talar; manche hatten Pelzchen auf den Schul-

tern; andere wurden in Rollstühlen hineingeschoben; wieder andere, obwohl nicht über die mittleren Jahre hinaus, schienen zu so eigentümlichen Gestalten gekniff und geknüllt, dass sie an jene riesigen Krabben und Krebse erinnerten, die sich mühsam über den Sand eines Aquariums schleppen. Als ich so an der Mauer lehnte, erschien mir die Universität in der Tat als ein Refugium, in dem seltene Arten bewahrt werden, die bald eingehen würden, wären sie dem Existenzkampf auf dem Pflaster der Strand⁹ ausgeliefert. Alte Geschichten von alten Dekanen und alten Doktoren kamen mir wieder in den Sinn, aber bevor ich meinen Mut zusammengenommen hatte, um zu pfeifen – es wurde erzählt, dass beim Ertönen eines Piffs der alte Professor prompt in Galopp fiel –, war die ehrwürdige Gemeinde ins Innere gegangen. Das Äußere der Kirche blieb. Wie Sie wissen, sieht man ihre hohen Kuppeln und Spitztürme, wie ein immer dahinziehendes, niemals ankommendes Segelschiff, bei Nacht hell erleuchtet und meilenweit wahrnehmbar, bis weithin über die Hügel. Vermutlich war einst dieser Innenhof mit seinen glatten Rasenflächen, seinen wuchtigen Gebäuden und selbst der Kirche ebenfalls Sumpfland, wo die Gräser wogten und die Schweine wühlten. Pferde- und Ochsgespanne, dachte ich, mussten die Steine in Fuhrwerken von fernen Grafschaften hergezogen haben, und dann wurden in unendlicher Fronarbeit die grau-

en Quader, in deren Schatten ich jetzt stand, einer säuberlich auf den anderen geschichtet, und dann brachten die Maler ihr Glas für die Fenster, und die Maurer werkten jahrhundertlang oben auf jenem Dach mit Kitt und Mörtel, Schippe und Kelle. Jeden Samstag musste jemand Gold und Silber aus einem ledernen Geldbeutel in ihre uralten Fäuste geschüttet haben, denn am Abend vergnügten sie sich vermutlich bei Bier und Kegelspiel. Ein endloser Strom aus Gold und Silber, dachte ich, musste unablässig in diesen Hof geströmt sein, damit immerfort die Steine kamen und die Maurer arbeiteten; ebneten und aushoben, gruben und drainierten. Aber es war damals das Zeitalter des Glaubens, und Geld wurde freigebig ausgeschüttet, um diese Steine auf ein tiefes Fundament zu setzen, und als die Steine aufgerichtet waren, floss weiteres Geld herein aus den Schatztruhen von Königen und Königinnen und Fürsten, um sicherzustellen, dass hier Choräle gesungen und Scholaren unterrichtet wurden. Ländereien wurden übertragen; Zehnte wurden bezahlt. Und als das Zeitalter des Glaubens vorüber und das Zeitalter der Vernunft gekommen war, floss derselbe Strom aus Gold und Silber immer noch; Fellowships wurden gegründet; Lehrstühle gestiftet; nur floss das Gold und Silber jetzt nicht mehr aus den Schatztruhen des Königs, sondern aus den Schatullen von Kaufleuten und Fabrikanten, aus den Geldbörsen von Männern,

die, zum Beispiel, als Unternehmer ein Vermögen gemacht hatten und in ihren Testamenten einen großzügigen Teil davon zurückgaben, um weitere Lehrstühle, weitere Professuren, weitere Fellowships für die Universität zu stiften, an der sie ihr Handwerk gelernt hatten. Daher die Bibliotheken und Laboratorien; die Observatorien; die vorzügliche Ausstattung mit kostspieligen und empfindlichen Instrumenten, die jetzt auf Glasborden stehen, wo vor Jahrhunderten die Gräser wogten und die Schweine wühlten. Gewiss schien, während ich rings um den Hof schlenderte, das Fundament aus Gold und Silber tief genug; das Pflaster fest ausgelegt über den wilden Gräsern. Männer mit Tablett auf den Köpfen gingen geschäftig von Treppenhaus zu Treppenhaus. Bunte Blumen blühten in Fensterkästen. Grammophonklänge schallten aus den Zimmern dahinter. Es war unmöglich, nicht zu überlegen – der Überlegung, welche es auch gewesen sein mag, wurde der Faden abgeschnitten. Die Uhr schlug. Es war Zeit, den Weg zum Lunch zu finden.